

"Doppelpass" und "schwebendes Volkstum" in Deutschland und Polen: pathologische Normabweichung oder zukunftsweisendes europäisches Identitätsmodell?

Palenga-Möllenbeck, Ewa

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Palenga-Möllenbeck, E. (2006). "Doppelpass" und "schwebendes Volkstum" in Deutschland und Polen: pathologische Normabweichung oder zukunftsweisendes europäisches Identitätsmodell? In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 2093-2104). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-143995>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

»Doppelpass« und »schwebendes Volkstum« in Deutschland und Polen – pathologische Normabweichung oder zukunftsweisendes europäisches Identitätsmodell?

Ewa Palenga-Möllenbeck

Die »doppelte Staatsangehörigkeit« ist für Deutschland offiziell kein Thema. Pläne, das Staatsangehörigkeitsrecht dahingehend zu liberalisieren, dass die Einbürgerung auch ohne Entlassung aus der vorherigen Staatsangehörigkeit als Regelfall möglich würde, konnten bekanntlich nicht realisiert werden. Damals fragte die Satire-Zeitschrift *Titanic* »Warum sollen Ausländer etwas doppelt haben, was Deutsche nur einfach haben?« und brachte salopp auf den Punkt, was nicht wenige Bürger zur strikten Ablehnung des Projekts bewogen haben dürfte.

Die offizielle Gegenargumentation war eine andere: Die Verleihung der deutschen Staatsangehörigkeit solle am Ende eines Prozesses der »Integration«, der Assimilation an eine nur schwer definierbare »Leitkultur« stehen, quasi dessen »Krönung« sein. Hinzu kam das paternalistisch gefärbte Argument, der Ausschließlichkeitsanspruch der deutschen Staatsangehörigkeit und der damit verbundenen kulturellen Identität schütze die Neubürger vor Identitäts- und Loyalitätskonflikten – die Zugehörigkeit zu mehr als einer ethnischen Gemeinschaft bzw. mehr als einem Staat wird somit diskursiv als etwas Pathologisches konstruiert.

Nachdem diese Interpretation sich politisch behaupten konnte, wird die mehrfache Staatsangehörigkeit weiterhin als nur im Ausnahmefall zulässige Anomalie betrachtet. Dies ergibt sich aus Vorstellungen aus der Entstehungszeit der modernen Nationalstaaten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dementsprechend wurde internationale Migration – wie sie sowohl von der klassischen Migrationssoziologie als auch den Gesetzgebern konzipiert wurde – als einmaliger biografischer Akt aufgefasst, durch den man aus einem *container state* mit einer ethnisch-kulturell homogenen Gesellschaft in einen anderen hinüberwechsle und sich vollständig an dessen Kultur assimiliere. Dies impliziert auch die Vorstellung, die nationalen *container states* verhielten sich zumindest potenziell antagonistisch zueinander – daher das Beharren auf der ausschließlichen Loyalität gegenüber einem einzelnen Staat. Weiterhin geht diese Vorstellung von einem essentialistischen Identitätsbegriff aus, wobei die ethnische Komponente der individuellen Identität als eine Art Letztinstanz gesehen wird, die mit dem politischen Bewusstsein kongruent ist.

Die traditionellen Theorien der Migration, die diese Vorstellung widerspiegeln bzw. reifizieren, büßen zunehmend an Erklärungskraft ein. Denn immer häufiger ist Migration zwischen Staaten und Kulturen nicht ein einschneidendes, meist irreversibles biographisches Ereignis, sondern ein wiederholtes, auf Dauer angelegtes Lebensprojekt. Für dieses Phänomen wurde – in Abgrenzung von internationaler Migration – der Begriff der transnationalen Migration geprägt. Statt »Abnabelung« von der Herkunfts- und Assimilation an die Ankunfts-gesellschaft jeweils innerhalb eines nationalen sozialen Raumes bildet sich ein nicht geografisch eingebetteter transnationaler sozialer Raum heraus, dessen Lebenswelt Elemente sowohl der Herkunfts- als auch Ankunfts-gesellschaften enthält, sich aber von beiden unterscheidet. Thomas Faist (2000) spricht anstatt von Akkulturation an die Ankunfts-gesellschaft von einem »grenzübergreifenden Synkretismus«. Dieses Phänomen wurde zunächst anhand des Beispiels mexikanischer und karibischer Migranten in den USA beobachtet (vgl. Pries 1998).

Auf Europa übertragen finden wir ein vergleichbares Phänomen bei Migranten, die zwischen Oberschlesien und der Bundesrepublik pendeln. Analog zum nord-amerikanischen Beispiel ist hier vor allem, dass der transnationale Raum über einer krassen Wohlstandsgrenze aufgespannt ist, die vor allem für die Bevölkerung auf der ärmeren Seiten eine starke symbolisch-emotionale Bedeutung hat. Der polnische Geograf Tadeusz Stryjakiewicz (2002: 108) spricht daher von einem »Rio-Grande-Syndrom«.

Geradezu ein Paradoxon ist es, dass der bundesdeutsche Gesetzgeber, der offiziell rigide am Regelfall der einfachen Staatsangehörigkeit mit ethnisch-kulturalistischem Fundament festhält, die eigenen Prämissen in diesem Fall systematisch unterläuft, und die Entwicklung eines transnationalen sozialen Raumes gar effektiv fördert. Von der öffentlichen Diskussion nahezu komplett ignoriert, ist der Besitz zweier Pässe für eine beträchtliche Zahl deutsch-polnischer Staatsangehöriger seit Jahren Realität. Hinzu kommt, dass in diesem Fall die »Integration« der Neubürger in die deutsche Gesellschaft keine Rolle spielt. Theoretisch – und praktisch! – ist es für einen polnischen Staatsbürger möglich, unter bestimmten Voraussetzungen die deutsche Staatsangehörigkeit »feststellen« zu lassen, ohne Deutsch zu sprechen oder auch nur jemals in Deutschland gewesen zu sein: Mit Ausnahme eines Minimums an Schriftverkehr kann der gesamte Vorgang über das polnische Personal deutscher Konsulate abgewickelt werden.

Möglich wird dies durch eine historisch bedingte Verschränkung von *ius soli* und *ius sanguinis*. Bei der betreffenden Gruppe handelt es sich um polnische Staatsangehörige insbesondere aus Oberschlesien, die die deutsche Staatsangehörigkeit beantragen können, sofern sie diese von einem Vorfahren ableiten können. Bis zur Neugründung eines polnischen Staates 1918 erhielten alle Einwohner der ehemals deutschen Gebiete qua Geburt die deutsche Staatsangehörigkeit, unabhängig von ihrer

ethnischen Identität – es galt für sie quasi das *ius soli* (Bodenrecht). Unabhängig von ihrer formellen Staatsangehörigkeit waren die so genannten Autochthonen in diesen Gebieten aus Sicht des deutschen wie polnischen Staats seit Jahrhunderten »ethnisch unrein« – die Identitätsbildung erfolgte nicht oder zumindest nicht primär entlang nationaler Kategorien, man sprach daher auch von »schwebendem Volkstum«. Dieser Zustand hat sich durch die von der industriellen Revolution ausgelösten Wanderungsbewegungen noch verstärkt. Oberschlesien war geprägt von einer hybriden bilingualen Kultur mit deutschen und polnischen Elementen, die zu einer ausgeprägten regionalen Identität verschmolzen – die Wurzeln des heutigen »grenzübergreifenden Synkretismus« der oberschlesischen Doppelstaatler reichen weit zurück.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts versuchten sowohl die deutsche als auch die polnische nationale Bewegung mit variierendem Erfolg, die oberschlesischen Autochthonen für sich zu gewinnen. Insbesondere im Zusammenhang mit der Wiederherstellung eines polnischen Staates und der Frage der Grenzziehung entbrannte ein »Kampf um die Seelen«. Andererseits provozierte deren »hybride« Grenzland-Kultur auch Diskriminierung – sowohl durch die deutsche als auch (nach 1918) durch die polnischen Behörden. Durch die kontroverse Grenzziehung, die Aufteilung Oberschlesiens auf zwei gegeneinander feindselige Staaten wurden die meisten oberschlesischen Familien zwangsweise »transnational«.

Nach 1939 wurde Oberschlesien unter deutscher Herrschaft wiedervereinigt und die Bevölkerung im ehemaligen polnischen Teil in der so genannten »Deutschen Volksliste« (DVL) von der NS-Verwaltung mehr oder weniger freiwillig in vier Kategorien aufgeteilt – nur eine entsprechende Einstufung schützte vor völliger Entrechtung bis hin zur Enteignung und Vertreibung. Nachdem das Gebiet 1945 komplett an Polen fiel, wiederholte sich der Vorgang unter umgekehrten Vorzeichen: Die so genannten Volksdeutschen hatten sich einer so genannten Verifizierung zu unterziehen, die darüber entschied, ob sie zwangsausgesiedelt wurden oder – unter bestimmten Sanktionen – in Oberschlesien verbleiben durften und »repolonisiert« wurden.

Bereits im August 1945 stellte der Soziologe Stanisław Ossowski (1967, nach Berlińska 1999: 49f.) fest, dass der Status dieser Gruppe im deutschen Staat wegen ihrer polnischen Abstammung niedrig war – und im polnischen Staat wegen ihrer deutschen Abstammung. Die »Repolonisierung« verlief so erfolgreich, dass die überwiegende Mehrheit der oberschlesischen Bevölkerung bis 1989 keinerlei deutsche Sprachkenntnisse mehr hatte, auch wenn sich ihr »Lokalpatriotismus« – nicht zuletzt aufgrund der Diskriminierung durch den polnischen Staat – erhalten hatte.

Bis 1992 konnten Oberschlesier, deren Vorfahren Kategorie 1 oder 2 der DVL besessen hatten, in einem geregelten Verfahren mit spezieller Förderung als Spätaussiedler in die Bundesrepublik kommen. Inzwischen ist dieser Rahmen entfallen,

die Möglichkeit, die deutsche Staatsangehörigkeit feststellen zu lassen, besteht jedoch fort, wohlgemerkt ohne »Integration« oder auch nur ohne Sprachkenntnisse dokumentieren zu müssen (die Dokumentation der »Integration« der Vorfahren vor 1945 reicht aus), und – dies ist entscheidend – ohne auf die polnische Staatsangehörigkeit verzichten zu müssen. Für polnische Oberschlesier ist diese Option sehr attraktiv, verschafft sie doch bereits seit 1989 freien Zugang zum EU-Arbeitsmarkt, der für »Nur-Polen« auch nach dem EU-Beitritt noch bis auf weiteres verschlossen ist. Zugleich ermöglicht sie es, den Lebensmittelpunkt entweder in Polen zu belassen oder aber einen parallelen Lebensmittelpunkt in Deutschland zu etablieren. Für viele, die sich vor 1989 nicht dazu entscheiden konnten, als reguläre Aussiedler alle Brücken hinter sich abubrechen, ist dies eine »Strategie [...] um zuhause bleiben zu können«, wie Mirjana Morokvasic (1994: 185) in Bezug auf illegale (nur-) polnische Arbeitsmigranten formulierte. Dies lässt sich ohne weiteres auf die Oberschlesier übertragen: Befristete Mobilität bietet oft gerade die Möglichkeit, am angestammten Wohnsitz der Familie, meist in strukturschwachen Regionen wie Oppeln bzw. Kattowitz, bleiben zu können.

Unklar ist, wie viele Polen aus den heutigen Woiwodschaften Oppeln (*Opolskie*) und Oberschlesien (*Śląskie*) von dieser Möglichkeit bereits Gebrauch gemacht haben, da die deutsche Seite hierzu keinerlei Statistik führt und der polnischen Seite in der Regel nichts von weiteren Staatsangehörigkeiten ihrer Bürger bekannt wird. (Zwar gibt es in Polen eine rechtlich anerkannte deutsche Minderheit, deren Status jedoch nicht an die deutsche Staatsangehörigkeit gebunden ist). Somit liegen nur stark variierende Schätzungen vor, die – auch je nach zugrunde gelegter geographischer und zeitlicher Basis – zwischen 170.000 (Rauziński 2000: 63) und einer Million (Faist 2000: 47) schwanken; wobei die Zahl meines Erachtens eher im oberen Bereich dieses Rahmens oder noch darüber anzusiedeln ist. Der weitaus überwiegende Teil dieser Doppelstaatler ist in der Bundesrepublik mehr oder weniger dauerhaft erwerbstätig.

Laut Alejandro Portes u.a. (1999: 222) verweist der Besitz doppelter Staatsangehörigkeit auf einen hohen Grad von Institutionalisierung eines transnationalen Raumes hin. Durch die (zumindest bei Vorliegen entsprechender Voraussetzungen) liberale Passvergabe-Praxis trägt die deutsche Verwaltung so aktiv zur Entwicklung und Stabilisierung eines transnationalen Raumes bei – also eines Phänomens, das es nach offizieller Lesart gar nicht geben dürfte.

Wie sieht dieser transnationale soziale Raum, der sich in den letzten 15 Jahren immer stärker herausgebildet hat, im Detail aus? Neben der materiellen, »fassbaren« Ebene (Ausstattung mit deutschen Pässen, Herausbildung einer kompletten Infrastruktur mit speziell auf Transmigranten zugeschnittenen Transport-, Arbeitsvermittlungs- und Beratungsinstitutionen) prägt er auch soziale Tatbestände wie Institutionen, kulturelle Werte, Normen, Identitäten und sonstige Strukturen. Dabei –

und das ist entscheidend – knüpfen die Oberschlesier an ihre traditionelle Grenzland-Identität an, wobei Migration seit langem Bestandteil der Lebenswelt ist.

Die Emigration von Aussiedlern seit den Siebziger- und Achtzigerjahren hat dazu beigetragen, dass heute praktisch jede Familie zwischen Polen und Deutschland »geteilt« ist: In einer Untersuchung von Familien in der Region Oppeln ermittelte Rauziński (2000: 67), dass auf eine in Polen lebende Person in größeren familiären Verbänden durchschnittlich 1,2 dauerhaft in Deutschland lebende Verwandte entfallen. Diese Familienmitglieder spielen eine wichtige Rolle bei der Stabilisierung des transnationalen Raumes, sie helfen bei der Arbeitssuche und in praktischen Angelegenheiten. Faist (1996: 17f.) sieht den Grund für das weltweit insgesamt erst recht schwach ausgeprägte Phänomen internationaler Migration darin, dass das erforderliche soziale Kapital ortsgebunden ist – eben dies ist hier durch die verstreut lebende Verwandtschaft nicht der Fall. Doch auch die Oberschlesier, die nicht über entsprechende Kontakte in Deutschland verfügen, werden von gewerblichen Dienstleistern »aufgefangen«, die sämtliche Formalitäten von Wohnung, Vertragsangelegenheiten, Steuerberatung bis zum Transport regeln. Zur Stabilisierung des transnationalen Raums trägt der Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit noch in einem weiteren Aspekt bei – der Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt ist nicht selten einfacher als zum polnischen: In Polen müssen sich Doppelstaatler der Konkurrenz anderer Polen stellen, sie haben hier keinen Wettbewerbsvorteil – in Deutschland sind sie teilweise konkurrenzlos, da sie zwar »auf dem Papier« Deutsche sind und für Arbeitgeber risikolos beschäftigt werden können, aber »osteuropäische Anforderungen« haben, was Bezahlung und Umstände der Beschäftigung betrifft.

All diese Faktoren führen dazu, dass mehr oder weniger befristete Erwerbsmigration zu einem etablierten Rollenmuster der Alltagswelt wird. Beeinflusst durch Beispiele von Verwandten, Freunden und Kollegen planen junge Schlesier bereits ihre Ausbildung im Hinblick auf den deutschen Arbeitsmarkt; Jugendliche jobben oft schon während der Schulferien und gehen unmittelbar nach dem Schulabschluss zunächst zur Arbeit in den Westen. Das »Alltagswissen« ist stark vom Phänomen Migration beeinflusst: 1996 wurden in einer Gemeinde mit hohem Migrantenanteil 25 Interviews durchgeführt, um das Alltagswissen der Einwohner über das Migrationsgeschehen im direkten Umfeld zu erfragen (Grygierczyk 1997). Dabei zeigte sich ein festes Argumentationsmuster: Migranten, zurückbleibende Familienangehörige, aber auch Nicht-Migranten sprachen von einem »ökonomischen Zwang« zur Migration, der seit jeher vorhanden sei. Ganz ähnliche Aussagen erhielt ich von mehreren der acht Migranten, die ich selbst in mehrstündigen narrativen Interviews befragte – dabei kündigen viele Migranten gar ihren vorhandenen sicheren Arbeitsplatz in Polen, um in Deutschland arbeiten zu können. Hier zeigt sich, dass durch den häufigen Kontakt mit den Lebensumständen in Deutschland die eigenen An-

forderungen an den Lebensstandard im transnationalen Sozialraum – auch durch *peer pressure* – höher liegen als bei Nicht-Migranten ohne deutschen Pass.

Im Folgenden möchte ich anhand einiger Beispiele aus von mir geführten Interviews zeigen, welche Formen die Identität dieser Migranten annehmen kann. Da wäre zunächst die Beobachtung, dass viele sehr pragmatisch mit der deutschen Staatsangehörigkeit umgehen, sie nicht unbedingt als Element ihrer personalen Identität betrachten. Einer meiner Befragten verglich den Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit – wobei er dem Verhalten seiner Nachbarn und Bekannten folgte – mit Erwerb eines Führerscheins:

»Das war eben eine Garantie, eine Absicherung, dass du, was die Zukunft auch bringt, schon eine Tür offen hast (...) Das kann man vergleichen mit dem Führerschein (...) Wie viele Leute gibt es, wenn sie im richtigen Alter sind, 18, 20 Jahre – dann muss man den Führerschein machen – aber nicht jeder fährt sofort Auto. Aber er hat ihn. Weil er ihn ja irgendwann mal brauchen kann.«

Dass Oberschlesier naiv bis pragmatisch, ja kalkulierend mit dem Thema Staatsangehörigkeit umgehen, hatten sie bereits unter weitaus dramatischeren historischen Umständen demonstriert. Nach der Teilung Oberschlesiens wandten sich viele an das Schiedsgericht des Völkerbunds für Oberschlesien in Genf – mit der Bitte, ihnen mitzuteilen, »wer sie sind«, da sie nicht wussten, in welche Schule sie ihre Kinder zu schicken hätten (Rose 1935: 277, nach Berlińska 1999: 88). Zwei Jahrzehnte später – die Oberschlesier hatten inzwischen dazugelernt – machten die deutschen Behörden nach 1939 die Erfahrung, »dass eine Anzahl von Familien es im Dezember 1939 so gehandhabt haben, dass ein Ehegatte die Volkszugehörigkeit polnisch (...) und der andere die Volkszugehörigkeit deutsch angegeben hat. Dies sei ganz bewusst geschehen, um sich nach beiden Seiten abzudecken« (Schreiben SD-Abschnitt Kattowitz an Regierung Kattowitz, 2. Mai 1941, zit. nach Esch 1998: 178). Wiederum wenige Jahre später machten ihre polnischen Nachfolger eine ähnliche Erfahrung; so beklagte der Woiwode Aleksander Zawacki 1945: »Wenn Polen kommt, dann sind die Schlesier Polen und wenn die Deutschen kommen – dann sind sie Deutsche« (zit. nach Esch 1998: 183).

Dieses Verhalten ist sowohl von deutscher als auch von polnischer Seite – bis heute – immer wieder als Opportunismus ausgelegt worden. So fragt etwa Maria Szmeja (2000: 21), ob ihre »zerrissene nationale Identität typisch für Grenzgebiete ist, oder ob sie eher »konjunkturell bedingt ist.« Tatsächlich jedoch besteht für Menschen wenig Grund, mit Kategorien, die ihnen von außen aufoktroiert werden und persönlich irrelevant erscheinen, anders als »opportunistisch« umzugehen. Der Historiker Michael G. Esch hierzu: »Diese Menschen verstanden sich in erster Linie als Schlesier (...) und waren zu aller erst an dem interessiert, was sie tatsächlich anging: daran, auf ihrem Besitz oder mit ihrer Arbeit möglichst unbehelligt und sicher leben zu können« (Esch 1998: 183f.). Das geforderte Bekenntnis zum ab-

strakten »Deutschtum« und/oder »Polentum« konnte da allenfalls Mittel zum Zweck sein. Die von Morakvasic (s.o.) zitierten Strategien, »um zuhause bleiben zu können«, haben in Oberschlesien also eine lange Tradition.

In diesem Sinne ist heute auch die Inanspruchnahme der deutschen Staatsangehörigkeit als »Führerschein« letztlich eine »opportunistische« Entscheidung – einerseits. Andererseits hat die Annahme der deutschen Staatsangehörigkeit für manche durchaus symbolische Bedeutung – sie »zertifiziert« ihre Abgrenzung von der ethnozentrisch definierten polnischen Kultur und Bevölkerung, wobei man sich entweder mit der deutschen Kultur identifiziert oder mit dem deutschen Element innerhalb der regionalen schlesischen Identität.

Ein Beispiel finden wir bei Marek (28, verheiratet, ein Kind). Nach jahrelangem Pendeln lebt er heute mit seiner Familie dauerhaft in Deutschland. Allerdings spricht er schwach deutsch und ist im Alltag immer auf die Hilfe von Landsleuten angewiesen – seine Bekannten sind ausschließlich polnische Emigranten. Polnische Netzwerke erleichtern ihm die Existenz in der Bundesrepublik Deutschland. Bedeutet dies, dass Marek ein Einwanderer ist, der sich »nicht assimilieren kann« bzw. »seine Herkunftskultur in Deutschland weiterpflegt«? Er würde dem energisch widersprechen. Bereits als Kind verspürte er den Wunsch, nach Deutschland auszuwandern, das auf seiner *mental map* den »goldenen Westen« markierte. Auch nach dem EU-Beitritt sieht er in Polen keine Zukunft: »Hier in Polen gibt es nichts, hier gibt es keine Perspektiven«. Marek geht gerne zum Landshuter Volksfest, zu deutschen Volksmusik-Konzerten, in Polen war er in einer Tanzgruppe der deutschen Minderheit aktiv. Stolz erwähnt er, er habe sogar ein Autogramm von »Anton aus Tirol« – im Stoibers'schen Sinne könnte man von rundum gelungener »Integration« sprechen (...)

Andererseits bezeichnet er sich selbst als »Polen«, seine emotionale Bindung an Oberschlesien ist weiterhin sehr stark. Seine Kinder sollten zwar wissen, woher ihr Vater komme, aber er lege Wert darauf, dass sie in Deutschland aufwachsen und vor allem darauf, dass ein deutscher Geburtsort in ihren Personalausweisen steht – er selbst sei einmal nicht in eine Diskothek eingelassen worden, weil im deutschen Ausweis ein polnischer Geburtsort vermerkt war. Marek plant nicht, nach Polen zurückzukehren; er habe in seinem jetzigen Wohnort »Wurzeln geschlagen« und wolle nicht einmal in eine andere Stadt ziehen.

Ein anderes Beispiel ist Darek (ledig, 24): Er arbeitet und wohnt seit einigen Jahren dauerhaft in Deutschland und fährt alle zwei Wochen für drei Tage nach Polen zu Eltern, Freundin und Freunden. Seine Eltern fahren gelegentlich zur Arbeit in Deutschland oder in die Niederlande. Die Großeltern mütterlicherseits sind vor Jahren nach Deutschland ausgewandert, leben jetzt als Rentner im Sommer in Oberschlesien und im Winter in Deutschland. Seit seiner Kindheit hat Darek Kontakt mit deutscher Kultur, ist mit deutschen Kindersendungen im Satellitenfernse-

hen aufgewachsen und spricht gut deutsch. Daher ist er selbständig – anders als Marek kann er Behördengänge allein erledigen, hat deutsche Freunde, liest neben polnischer auch deutsche Presse und sieht auch in Polen fast ausschließlich deutsches Fernsehen. Andererseits jedoch bezeichnet er sich bewusst als Polen, pflegt intensive Kontakte nach Polen und kann sich durchaus vorstellen, zur Familiengründung dauerhaft dorthin zurückzukehren.

Im Sinne der amtlichen Statistik ist Darek mit seinem Pass, festem Arbeitsplatz und Wohnsitz in Deutschland ein Deutscher wie jeder andere; im Sinne der traditionellen Migrationssoziologie ist er ein typischer Emigrant. Sein regelmäßiges Pendeln nach Polen, seine starken sozialen Bezüge zur Herkunftsregion bei gleichzeitig bestehender kultureller und sozialer Inkorporation in Deutschland sowie vor allem seine offen gehaltene transnationale Lebensplanung sind jedoch idealtypische Merkmale eines Transmigranten, der sich – im Unterschied zu Marek – keineswegs dauerhaft auf den »deutschen Container« festlegen will.

Bei beiden – Marek und Darek – kommt ein relativ naives, essentialistisches Verständnis kollektiver Identität zum Vorschein: Man *ist* eben einfach Deutscher, Pole und/oder Schlesier. An einem dritten Beispiel, in dem ein höheres Bildungsniveau vorliegt, lässt sich erkennen, dass es im Verlauf der Transnationalisierung einer Biografie zu einer Abkehr von einem solch intuitiven Selbstbild hin zu einer reflektierteren Identität kommen kann, die sich ihres eigenen Konstruktcharakters bewusst ist. Marcin, ein in Polen lebender, 27-jähriger und verheirateter Lehrer für Geschichte und Politik, erhielt 1997 die deutsche Staatsangehörigkeit und arbeitete während seines Fernstudiums regelmäßig in Deutschland – was er in den Ferien auch jetzt noch tut, um sein Lehrergehalt aufzubessern. Hätte er nicht unmittelbar nach dem Studium eine Stelle in Oberschlesien bekommen, wäre er nach eigener Aussage wahrscheinlich länger in Deutschland geblieben.

Marcin stammt aus einer Familie, die deutsche Traditionen und angesichts der Diskriminierung der Oberschlesier durch Polen ein rundum positives Deutschlandbild kultiviert. Als er zum ersten Mal zur Arbeit nach Deutschland kam, hatte er ebenfalls noch ein unreflektiertes Identitätsbewusstsein, war stolz auf seine »deutsche« Ethnizität – und erfuhr eine Art Schock, als er feststellte, trotz seines formalrechtlich gleichen Status von Deutschen nicht als Deutscher anerkannt zu werden. Auch empfand er es als belastend, als »nicht ansässiger« Deutscher in Deutschland einen schlechteren sozio-ökonomischen Status zu haben als zum Beispiel ein »ansässiger« Türke. »Am Anfang da passte mir diese Multikulturalität nicht, das war oft schwer, ich war eher für einen Nationalstaat – aber jetzt denke ich dass diese Multikulturalität prima ist.« Bald stellte er fest, dass er sich in »ethnisch« definierter Gesellschaft nicht mehr wohl fühlte; immer weniger identifizierte er sich mit Polen bzw. Oberschlesiern. Als er bei BMW arbeitete, konnte er dort

»diese Toleranz sehen. Egal, ob du aus Polen bist, (oder) ein Grieche, Türke, Franzose oder Spanier, du arbeitest, weil du dein Brot verdienst – das ist wesentlich, das ist wichtig, aber wo du herkommst...? (...) Jemand könnte sagen, du hast also nur geschuftet und das hat dir nichts gebracht – aber man entwickelt sich... und durch diese interpersonale Kontakte... z.B. arbeitest du mit einem Iraker (...), du erfährst warum der migriert ist, du lernst die Kultur kennen...«

Nachdem Marcin nach Polen zurückkehrte, empfand er die dortige Gesellschaft als engstirnig, konservativ und intolerant. Auf eine persönliche nationale Identität will er sich heute nicht mehr festlegen: »Ich bin ein Schlesier und vor allem ein Europäer«. Marcin – der sich früher aus Protest gegen die Stigmatisierung der Oberschlesier in Polen demonstrativ als Deutscher gerierte – ist von einem »starken«, partikularistischen und essentialistischen Verständnis seiner ethnischen Identität zu einem differenzierten Selbstbild gelangt, in dem die Bedeutung der ethnischen Komponente stark reduziert ist. Das Label »Europäer«, das nationale Identitäten transzendieren soll, beschreibt einen universalistischen Anspruch; das Partikulare wird nun durch die regionale Identität als »Schlesier« vertreten, die der abstrakten europäischen Identität nicht widerspricht, sondern diese vielmehr ergänzt – als eine konkretere, »glokale« Identitätskomponente »zum Anfassen«, die vielleicht auch ein gewisses nostalgisches Element beinhaltet. Mit Stuart Hall (1998: 98) könnte man sie als eine »neue Ethnizität« bezeichnen, »die weiß, wo sie herkommt – aber auch, dass sie nie mehr dorthin zurück kann.«

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie komplex die Alltagswirklichkeit und Identitäten von transnationalen Migranten sind, wie wenig sie sich den simplen Kategorien unterordnen lassen, die im deutschen und polnischen Diskurs über Ethnizität, Integration und Staatsbürgerschaft nach wie vor im Umlauf sind. Auch die traditionellen Instrumente der Migrationsforschung können sie nicht adäquat erfassen: Wollte man hier nur mit Indikatoren wie Arbeitsmarktintegration, Integration ins soziale Umfeld usw. operieren, gelangte man zu grob verfälschten Schlüssen.

Unabhängig davon, ob sie ein kritisches oder eher naiv-unproblematisches Verhältnis zur Kategorie Ethnizität haben – bei keinem der acht von mir befragten Migranten steht Ethnizität bei der Selbstbeschreibung im Vordergrund. Aus dem narrativen Material geht hervor, dass Kollektive wie Familie, Freundeskreis oder Attribute wie Bildung, Beruf, Hobbys für das Selbstbild eine weitaus wichtigere Rolle spielen. Alle acht Befragten bezeichneten sich selbst als »Schlesier«, wobei zu fragen ist, was im konkreten Fall unter diesem Label zu verstehen ist. In manchen Fällen dient es dazu, Elemente sowohl deutscher als auch polnischer Kultur zusammenzufassen; in anderen Fällen dient es dazu, sich sowohl von Deutschen als auch von Polen mit ihren jeweiligen ethnischen Alleinvertretungsansprüchen und Vereinnahmungsversuchen zu distanzieren.

Wie Heinrich Böll (1975) es einmal in einer Rezension zu einem historischen Roman eines oberschlesischen Autors formulierte: »(...) zerquetscht und ständig hin

und her gerissen zwischen zwei anspruchsvollen, total humorlosen Nationalismen, waren es die Leute einfach leid, ständig »bekennen« zu müssen«. Diese auf Oberschlesien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bezogene Feststellung kann man auch heute noch exakt so stehen lassen. Mehr noch: Wir haben es hier keineswegs mit einem historisch-geografischen Sonderfall zu tun; vielmehr steht das Beispiel der Oberschlesier stellvertretend auch für andere Gruppen mit transnationaler oder als »hybrid« stigmatisierten Identität. Wohl nichts verdeutlicht dies besser als eine Interview-Aussage des deutsch-türkischen Schauspielers und Regisseurs Serdar Somuncu (2004):

»Meine Identität ist eine Mischung, bei der nicht immer abgezirkelt ist, wo die eine Identität aufhört und die andere anfängt. Dieser Zwiespalt ist etwas, das von Anderen an mich herangetragen wird. Vor allem dann, wenn die Leute immer von mir verlangen, dass ich mich entscheide. Die erste Frage, die wir Türken kennen, ist: Fühlst du dich eigentlich mehr türkisch oder deutsch? Und das ist eine scheiß Frage. Das interessiert mich nicht, ob ich mich mehr türkisch oder deutsch fühle. Ich fühle mich manchmal türkisch, manchmal fühle ich mich jugoslawisch, manchmal fühle ich mich wie ein Hund. Das kann ich nicht jeden Tag definieren. Ich will das auch gar nicht. Dieser Zwiespalt, der entsteht auch dadurch, dass nicht nur deine Umgebung Besitz von dir ergreifen will, in dem sie dich kategorisiert, sondern auch Behörden oder Verwandte.«

Wie ist angesichts dieser Beispiele die in der Überschrift meines Beitrags gestellte Frage zu beantworten – ist »schwebendes Volkstum« tendenziell eine Pathologie, wie es vom öffentlichen Diskurs und vom Gesetzgeber nach wie vor impliziert wird? Letztlich ist dies keine soziologische Frage, sondern eine politischer Willensbildung. Nach Benedict Anderson (1998: 15, Herv. EPM) »sind *alle* Gemeinschaften, die größer sind als die dörflichen mit ihren Face-to-face-Kontakten, *vorgestellte* Gemeinschaften«. Insofern sind regionale oder transnationale Gemeinschaften keineswegs »authentischer« als nationale – aber eben auch nicht weniger.

Unabhängig davon können vorgestellte Gemeinschaften verschachtelt sein oder sich überlappen – es sei denn, sie werden von vornherein als gegenseitig ausschließend imaginiert, wie es zum Beispiel bei nationalen Gemeinschaften der Fall ist. Allerdings war die säuberliche Rasterung des geografischen Raumes in statische, sich nicht überlappende *container states* von Anfang an eine eher schlecht als recht funktionierende Reduktion von Komplexität. Der heutigen Realität einer De-facto-Einwanderungsgesellschaft in Deutschland und anderen westeuropäischen Ländern wird sie erst recht nicht mehr gerecht, wie die zitierten Beispiele zeigen. Für die Entwicklung einer europäischen Bürgergesellschaft ist sie ein schwerwiegendes Hindernis: Sie zementiert die Struktur der *container states*, erhebt Ethnizität normativ zur obersten sozialen Ordnungskategorie und zum entscheidenden Element individueller Identität. Das Argument, die Bürger durch Nichtzulassung doppelter Staatsangehörigkeiten vor Loyalitäts- und Identitätskonflikten zu schützen, überzeugt nicht – vielmehr werden solche Konflikte als selbst erfüllende Prophezeiung erst

dadurch hervorgerufen, dass Ethnizität, im Widerspruch zur persönlichen Erfahrungswirklichkeit, zu einem absoluten und exklusiven Zugehörigkeitskriterium stilisiert wird. Michael Walzer (1992: 136) brachte es auf den Punkt: »Wenn sich die Identitäten vervielfältigen, teilen sich die Leidenschaften.« Die leidenschaftslose Art, wie zum Beispiel viele Oberschlesier mit ihren Staatsangehörigkeiten umgehen, untermauert dies allemal.

Literatur

- Anderson, Benedict (1998), *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Berlin.
- Berlińska, Danuta (1999), *Mniejszość niemiecka na Śląsku Opolskim w poszukiwaniu tożsamości*, Opole.
- Böll, Heinrich (1975), »Das Schmerzliche an Oberschlesien – über Horst Bieneks »Die erste Polka«, *Frankfurter Rundschau*, 11.10.1975.
- Esch, Michael G. (1998), »Zur Fragwürdigkeit des Konstrukts »Nationalität« – »Narodowość«. Das Beispiel Schlesien 1939-1948«, in: Ruchniewicz, Krzysztof (Hg.), *Geschichte Schlesiens im 20. Jahrhundert in den Forschungen junger Nachwuchswissenschaftler aus Polen, Tschechen [sic] und Deutschland*, Wrocław, S. 174–188.
- Faist, Thomas (1996), »Soziologische Theorien internationaler Migration. Das vernachlässigte Meso-Bindeglied«, in: Faist, Thomas/Hillmann, Felicitas/Zühlke-Robinet, Klaus (Hg.), *Neue Migrationsprozesse. Politisch-institutionelle Regulierung und Wechselbeziehungen zum Arbeitsmarkt*, Bremen, (SAMF/ZES-Arbeitspapier Nr. 6/1996), S. 12–19.
- Faist, Thomas (2000), »Integration(en) von Immigranten aus Polen in Deutschland – Assimilation, Pluralismus und Transstaatliche Integration«, in: Krasnodębski, Zbigniew/Krampen, Nele (Hg.), *Polen in Bremen. Eine unsichtbare Minderheit? Eine Tagung des Wissenstransfers am 22. November 2000*, Bremen.
- Grygierczyk, Maria (1997), »Migracje zagraniczne do Niemiec w świadomości potocznej i doświadczeniu własnym mieszkańców gminy Dobrzeń Wielki«, *Śląsk Opolski*, Nr. 1, S. 43–48.
- Hall, Stuart (1999), »Ethnizität: Identität und Differenz«, in: Engelmann, Jan (Hg.), *Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader*, Frankfurt a.M./New York, S. 83–98.
- Morokvasic, Mirjana (1994), »Pendeln statt Auswandern. Das Beispiel der Polen«, in: Morokvasic, Mirjana/Rudolph, Hedwig (Hg.), *Wanderungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung*, Berlin, S. 166–187.
- Ossowski, Stanisław (1967), »Zagadnienia więzi regionalnej i więzi narodowej na Śląsku Opolskim«, in: Ossowski, Stanisław (Hg.), *Z zagadnień psychologii społecznej*, Warszawa.
- Portes, Alejandro/Guarnizo, Luis E./Landolt, Patricia (1999), »The study of transnationalism. Pitfalls and promises of an emergent research field«, *Ethnic and Racial Studies*, Jg. 22, H. 2, S. 217–237.
- Pries, Ludger (1998), »Transnationale Soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexiko-USA«, in: Beck, Ulrich (Hg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Frankfurt a.M., S. 55–87.

- Rauziński, Robert (2000), »Współczesne wyjazdy zarobkowe z województwa Opolskiego do Republiki Federalnej Niemiec«, in: Rajkiewicz, Antoni (Hg.), *Zewnętrzne migracje zarobkowe we współczesnej Polsce. Wybrane zagadnienia*, Wrocław, S. 217–226.
- Rose, William John (1935), *The Drama of Upper Silesia. A Regional Study*, Brattleboro.
- Serdar Somuncu (2004), »Mitgehört«, Tellál, in: http://www.somuncu.de/german/01_persoendlich/02_woertlich.php (01.05.2004).
- Stryjakiewicz, Tadeusz (2002), »Das polnisch-deutsche Grenzgebiet – eine Herausforderung für den europäischen Integrationsprozess«, in: Stöber, Georg (Hg.), *Polen, Deutschland und die Osterweiterung der EU aus geographischen Perspektiven*, Hannover, S. 104–119.
- Szmeja, Maria (2000), *Niemcy? Polacy? Ślązacy! Rodzimi mieszkańcy Opolszczyzny w świetle analiz socjologicznych*, Kraków.
- Walzer, Michael (1992), *Zivile Gesellschaft und amerikanische Demokratie*, Berlin.